

Ein guter Kerl.

Skizze von Maximilian Schmidt

„Soll es denn gar kein Mittel geben, den Bankrott von uns abzuwenden?“ fragte Frau Annette ihren Mann, den Kaufmann Joseph Schweringer, und ihren Vater, den Reisenden des Geschäftes, Heinrich Lieber, nachdem dieser die Bücher prüft, Altida und Passiva festgestellt und zu dem Resultat gekommen war, daß erstere winzig klein, aber letztere erdrückend groß waren.

Der Vater hatte sein ganzes verfügbares Geld bereits dem Schwager zur Verfügung gestellt. Er gehörte gleichsam zur Familie und hatte eine tief eingewurzelte Freundschaft und Anhänglichkeit an seine einzige Verwandte Annette.

„Ich würde ja gerne helfen“, sagte er, „aber mein ganzes Vermögen liegt in euerem Geschäft und — ich fürchte, daß ich nicht einmal die mit erstem künftigen Monats fällige Prämie meiner Lebensversicherung zahlen kann. Damit wären dreißigttausend Mark verloren, eine Summe, die euch einmal wohl tun wird, wann ich vor euch sterbe.“

„Ach, bis dahin sind wir längst am Bestenstande“, meinte Annette. „Übrigens, lieber Heinrich, wünschte ich dir ein recht langes und glückliches Leben. Das weißt du, nicht?“

„Annettes Gatte aber, der Kaufmann, meinte: „Ja, dreißigttausend Mark — jetzt in der Hand — dann hätte unser elendes Leben aufgehört. Aber wir haben sie halt nicht und so bleibt nichts übrig, als den Konturs zu erklären.“

„Das überleb' ich nicht!“ schrie die Frau und schlugte gerade hin aus, wobei sie sich an die Schulter des Vaters lehnte.

„Liebe Annette“, tröstete dieser, „du wirst noch wie vor leben!“

„Nein, lieber Heinrich, — mir steht nichts mehr am Leben, wenn ich die Frau eines Bankrotterers bin, und jetzt, wo ich mir gerade die schöne Sommergarderobe angeeignet, die mir so gut steht.“

„Ja, das ist freilich hart“, meinte der Vater, der Baise schünes Haar streichelnd. „Könnt' ich nur helfen — helfen — aber ich müßte geradezu sterben und — das geht nicht so nach Wunsch.“

„Hör' auf, Heinrich, das ginne mir gerade auch noch ab!“ Dabet sah sie ihn sehr ärztlich an.

„Annette“, flüsterte er, „dich der Schande zu entziehen, könnte ich — ja, ja, könnte ich.“

„Was?“ fragte die Baise.

„Ich will einen Spaziergang machen und nochmals versuchen, darüber nachzudenken, wie das Unglück abzuwenden wäre. Zum Abendessen bin ich wieder zu Hause. Also auf Wiedersehen!“

Heinrich Lieber fand sich auch zur gewohnten Stunde ein.

„Nun?“ fragten Herr und Frau Schweringer. „Weißt du einen Ausweg?“

„Halb und halb“, meinte der Vater. „Aber — ich muß mir die Sache erst ausdenken — ungeflört ausstudieren. Ich mache morgen eine Gebirgs-Partie. In der Bergluft kommen einem frische Gedanken und — vielleicht fällt mir etwas Gutes ein. Darauf wollen wir eine Flasche Sekt trinken und was Delikates essen; ich habe alles mitgebracht.“

So wenig es Annette um Essen und Trinken zu tun war, so sehr ließ es sich ihr Gatte schmecken. Heinrich bemühte sich, so heiter als möglich zu sein und oft ward auf eine glückliche Zukunft und eine veranlagte Paraphrase Heinrichs angestochen und geküßt.

Andern Tags in aller Frühe, als dieser, im Touristenstium, mit Bergstock und Rudfaß versehen, Abschied nahm, schien er sehr bewegt zu sein und Tränen standen in seinen Augen. Die Zurückbleibenden hielten es für Teilnahme an ihrem herankommenden Ruin. — Schließlich sagte er noch: „Liebe Annette, auf meinem Schreibtisch findest du ein an dich adressiertes Schriftstück, das nimm zu dir — weißt du, wenn der Mensch eine Reise tut, muß er an alles denken.“ Dann umarmte er Schwager und Schwägerin, als ginge es über den Ocean und — fort war er.

Annettes Erbes war, auf Heinrichs Zimmer zu eilen und das Schriftstück zu öffnen. Ein entsetzt die Versicherungspolice über dreißigttausend Mark mit dem Vermerk, daß das Dokument im Falle Ablebens des Versichererten Eigentum von Annette Schweringer sei.

„Lustig auf die Zugspitze — gegen Mittag Abzug und Schluß.“

Mit diesem Programm beschäftigt, eilte Heinrich Lieber bei herrlichem Sommerwetter mittels Sziggen den blauen Bergen zu.

Der Waggon war überfüllt von Reisenden und Ausflüglern. In Starnberg ward zuerst gehalten; da schaute Heinrich Lieber zum ersten Male durchs Fenster und sein Auge haßte an dem über dem herrlich leuchtenden See emporkragenden Felsenfelsen, der Zugspitze.

„Wie prächtig die Zugspitze sich repräsentiert!“ rief man. „Gerade, als wollte sie uns einen Gruß entgegenwinken! Morgen um diese Zeit sehen wir von dort oben herein ins Land. Herrlich! Wunderbar! Jubel!“ So und ähnlich lauteten die Ausrufe.

Heinrich, der Selbstmordtendenz, sah sich aber in Gedanken bereits über die schroffe, weißliche Felsenwand herabzurufen — auch morgen um diese Zeit.

Merkwürdig schnell kam der Zug in Garmisch an. Es schien ihm ordentlich zu pressieren, und fast ärgerlich sagte Heinrich für sich: „s ist nur gut, daß er nicht auf die Zugspitze hinauffährt. Wierundzwanzig Stunden gibt man ja jedem Verbrecher vor seiner Hinrichtung, und ich will sie auch genießen.“

So ward ein Gasthof aufgesucht, wo er sich ein Zimmer geben ließ, seinen Koffer und Bergstock ablegte und einen Platz zur Mittagstafel bestellte.

Dann schlenderte er nach Partenschirn, genoh da mit vielen Appetit sein zweites Frühstück und lehrte, die fatale Zugspitze fortwährend im Angehichte, wieder nach seinem Hotel in Garmisch zurück.

Beim Mittagessen kam er in die Nachbarschaft eines Fräuleins, das mit seinem nebenan sitzenden Vater erst heute angekommen war und nach dem Eisehotel wollte, um morgen die Zugspitze zu ersteigen, wozu bereits ein Bergführer gemietet war. Heinrich wußte selbst nicht, wie es kam, daß er auf einmal mit seiner anmutigen Nachbarin in eine Unterhaltung verstrickt wurde. Er war so unvorsichtig, zu sagen, daß er morgen ebenfalls vom Eise aus die Zugspitze besteigen wollte. Damit war er geliefert.

„Ach, es wäre herrlich, wenn Sie sich mir und meinem Führer anschließen würden“, rief das Fräulein. „Wir sind ganz fremd hier. Mein Papa ist der Großhändler Wegzel von Nürnberg.“

„Und ich heiße Heinrich Lieber, Kaufmann aus München“, stellte sich der andere vor. „Ich habe schon die Ehre, Ihre Firma zu kennen.“

„Lieber?“ fragte der Nürnberger. „Ein Lieber ist mir bekannt, er war Konfektionsgeschäftsinhaber. Ein braver, sehr reeller Mann.“

„Das war mein Onkel“, versetzte Lieber, „ist aber längst tot.“

„Er hatte eine Tochter —“

„Ja, die ist an einen Kaufmann Schweringer verheiratet.“

„Und geht's ihr gut?“

„O — ja!“ Wenn ich erst tot bin, dachte er sich dazu.

„Wenn es Ihnen angenehm ist“, sagte jetzt der Nürnberger, „ich habe einen Wagen nach Eise — so lade ich Sie zur Mitfahrt ein.“

„Sie sind sehr güte, aber ich möchte nicht genieren.“

„Genieren?“ lachte das Fräulein. „Wir können Ihnen nur dankbar sein, erfahren wir doch dieses und jenes von der hiesigen Gebirgswelt. Ach, es ist so unaussprechlich schön hier.“

Lieber nahm an. Nach einer kleinen Siesta bestiegen die drei den Zweifpanner und fort ging's, dem Loifochale entlang nach Grainau, von wo aus der märchenhafte Badersee besucht wurde und dann von hier aus zu dem hochgelegenen Eise. Das Eisehotel war stark besucht. Mit vieler Not gelang es den Neuankommenden, Quartier zu bekommen.

„Ist Ihnen an Heinrich bei seiner Abreise nichts aufgefallen?“ fragte er Annette.

„Er war etwas eigentümlich — als wenn er etwas vorhätte“, antwortete diese. „Nun ja — seine Zugspitzebesteigung wird es eben gewesen sein.“

„Erschien es Ihnen nicht, als ob er eine gewisse Ahnung gehabt hätte?“

„Eine Ahnung?“ Sie dachte an die Police, die er ihr vorsorglich zugeschieden hatte. Jetzt erlebte sie, und den Besuch fest anblinzelnd, fragte sie mit bebender Stimme: „Es wird ihm doch kein Unglück begeben sein?“

„Oder wenn er gar ein solches gesucht hätte?“ plagte der Nachbar heraus.

„Das wolle Gott verhüten!“ rief Annette. „Barum sollte er auch —“

„Vielleicht um — er sagte, daß morgen, also heute, die Schwierigkeiten in Ihrem Geschäft gehoben wären — ich weiß, er hat eine namhafte Versicherung auf sein Leben —“

„Nein, nein!“ rief jetzt Annette, sich erhebend — „unserethalten sich öffnen, nein, das darf nicht sein. Das darf nicht sein! Joseph! Du reißest sofort dem Vater nach — sofort! Er wird doch nicht! — Aber so eile doch! Mit dem nächsten Zuge! Ach, der liebe Heinrich! Es wäre mein Tod!“

„Wohin soll ich denn fahren?“ fragte jetzt Schweringer, der durch die Aufregung seiner Frau von zwei verschiedenen Empfindungen erfüllt wurde. Die eine war die leise Hoffnung auf Errettung vor dem Bankrotte durch Heinrichs Erbschaft, die andere die Erkenntnis, daß der Vater nicht nur bei der Thüringia, sondern auch im Herzen seiner Frau verachtet war. Eine dieser Versicherungen mußte unbedingt fällig werden und da war er in erster Linie Geschäftsmann, so daß er jene der Thüringia vorzog. Doch behielt er seine Gedanken bei sich. Was sollte er lange poltern? Sah er doch die Bekräftigung seiner Frau schon jetzt, wo noch gar nichts gescheh war, und wenn dies erst der Fall, d. h. wenn der Schwager das Unglückselige geleistet, war die Strafe eine riesig große, für ihn aber ein Glück, das er sich nicht zu träumen wagte.

Der Nachbar hatte unterdessen das Eisenbahnkofferchen zur Hand genommen und nachstübt, wann der nächste Zug nach Garmisch ahe. Das war in einer Stunde der Fall.

Annette drängte, und Herr Schweringer tat, als bestie er sich, zur Reise vorzubereiten.

Da kam eine Depesche. Ein dreifacher Luftstreich erfolgte. „Tot! Er ist tot!“ jammerte die Frau.

„Er wird doch nicht —“ Herr Schweringer wurde es jetzt doch etwas argwelig. Aber die dreifache Mark mäßigen seinen im Anzuge befindlichen Schmerz, und so meinte er: „Was steht denn in der Depesche?“

„Ich öffne sie nicht!“ schludzte Annette.

„Ich auch nicht!“ versetzte der Mann.

„So will ich es tun, wenn's erlaubt ist“, sagte der Nachbar, und die beiden nickten bejahend.

Und also öffnete er die Depesche. „Nun“, rief Schweringer, „offentlich ist er geboren?“

„Geborgen?“ entgegnete jetzt der Nachbar, in helles Lachen ausbrechend. „Geborgen ist er freilich und ihr mit ihm.“

„Und dazu können Sie lachen!“ schrie Annette empört.

Der andere las jetzt den Inhalt, welcher lautete: „Dabe mich mit der Tochter des Großhändlers Wegzel in Nürnberg verlobt, in dessen Geschäft ich eintrete. Dieser wird in dankbarer Erinnerung an Annettes Vater euch grünlich arrangieren. Gruf, Heinrich.“

Annette hatte die Hände gefaltet. „Gott sei gelobt!“ rief sie. Schweringer hatte die Depesche aus des Nachbars Hand genommen und las sie nochmals durch.

„Grünlich arrangieren?“ murmelte er. „Da ist's mir lieber so.“

Annette hörte nur das Wort „lieben“ und rief jetzt: „Ja, ja, es gibt nur einen Lieber! Nur schied, daß er uns verläßt. Aber Nürnberg ist ja nicht aus der Welt!“

Am anderen Tage kam Heinrich zurück. Er wurde von allen freudig begrüßt und bestieg mündlich, was er schon telegraphisch.

Annette konnte nicht umhin, ihm zu sagen, welche Befürchtungen sie hegen und was sie zu ahnen glaubten.

„Nun ja“, erwiderte da Heinrich, „ich will es eingestehen, eure Ahnungen waren nicht unbegründet. Viele heilen zum Vergnügen auf die Teilnahme und finden da den Tod. Ich suchte diesen und fand für mich und euch das Glück.“

„Ja, du hastest eine schöne Tat vor“, meinte jetzt Schweringer, um auch etwas Schönes zu sagen. „Das war sehr brav von dir.“

„Im Gegenteil“, versetzte Annette, Heinrich war ein tüchtiger Mann, er hat sich nicht nur bei der Thüringia, sondern auch im Herzen seiner Frau verachtet war. Eine dieser Versicherungen mußte unbedingt fällig werden und da war er in erster Linie Geschäftsmann, so daß er jene der Thüringia vorzog. Doch behielt er seine Gedanken bei sich. Was sollte er lange poltern? Sah er doch die Bekräftigung seiner Frau schon jetzt, wo noch gar nichts gescheh war, und wenn dies erst der Fall, d. h. wenn der Schwager das Unglückselige geleistet, war die Strafe eine riesig große, für ihn aber ein Glück, das er sich nicht zu träumen wagte.

Der Nachbar hatte unterdessen das Eisenbahnkofferchen zur Hand genommen und nachstübt, wann der nächste Zug nach Garmisch ahe. Das war in einer Stunde der Fall.

Annette drängte, und Herr Schweringer tat, als bestie er sich, zur Reise vorzubereiten.

Da kam eine Depesche. Ein dreifacher Luftstreich erfolgte. „Tot! Er ist tot!“ jammerte die Frau.

„Er wird doch nicht —“ Herr Schweringer wurde es jetzt doch etwas argwelig. Aber die dreifache Mark mäßigen seinen im Anzuge befindlichen Schmerz, und so meinte er: „Was steht denn in der Depesche?“

„Ich öffne sie nicht!“ schludzte Annette.

„Ich auch nicht!“ versetzte der Mann.

„So will ich es tun, wenn's erlaubt ist“, sagte der Nachbar, und die beiden nickten bejahend.

Und also öffnete er die Depesche. „Nun“, rief Schweringer, „offentlich ist er geboren?“

„Geborgen?“ entgegnete jetzt der Nachbar, in helles Lachen ausbrechend. „Geborgen ist er freilich und ihr mit ihm.“

„Und dazu können Sie lachen!“ schrie Annette empört.

Der andere las jetzt den Inhalt, welcher lautete: „Dabe mich mit der Tochter des Großhändlers Wegzel in Nürnberg verlobt, in dessen Geschäft ich eintrete. Dieser wird in dankbarer Erinnerung an Annettes Vater euch grünlich arrangieren. Gruf, Heinrich.“

Annette hatte die Hände gefaltet. „Gott sei gelobt!“ rief sie. Schweringer hatte die Depesche aus des Nachbars Hand genommen und las sie nochmals durch.

„Grünlich arrangieren?“ murmelte er. „Da ist's mir lieber so.“

Opfer.

Skizze von Ernst Reumann.

„Frauenamt, Sonne und Blumen“, sagte Roderich Wulffhardt, in dem er sein bleiches Gesicht zur Tür wandte, durch die seine Baise Freda forden eintrat, in der Hand einen Strauß Feldblumen. Ein heller Sonnenstrahl, seit langer Zeit der erste, flutete im gleichen Augenblick durch die große Krankenkude. Freda legte die Blumen auf Roderichs Bett, der dabei ihr: schlanke, weiße Hand ergreif.

„Bist Du zufrieden, Rod?“ fragte sie zart, als es ihr Licht aus Wulffhardts Augen entgegenstrahlte.

„Unendlich glücklich, Freda! Das ist das Glück dessen, der nicht mehr von dieser Welt ist, daß alles ihm gehört, was er mit starkem Herzen erfaßt hat. Mein ist die Sonne und mein bist Du, Du holde, Zimergeliebte. Ich spote der Mächte, die zwischen uns stehen!“

Fredas Augen füllten sich mit Tränen. Sie wußte selbst nicht, galten sie dem Sterben Wulffhardts oder der Gottseligkeit, die von ihm ausging. Vor wenigen Tagen noch hatte er eine bange Klage über sein Los gehabt. Eine Klage, nachdem er so groß gewesen war. Bei einem Rettungsversuch in einem brennenden Hause war ihm durch herabstürzende Trümmer die Brust verletzt worden. Seine Angehörigen jammernten damals, er hätte an seine mühseligen Kinder denken müssen. Er aber sagte: „Das Gefühl war eben schneller als der Gedanke.“ Er hatte nicht bereut. Und dann kam doch ein Augenblick der Schwäche, als die Lebenssehnsucht des Starken sich noch einmal aufbäumte. Aber nur Freda hatte sie gesehen, hatte stumm seine Hände gefaßt und ihr Gesicht darauf gedrückt. Jetzt hatte er überunden, und sie war wieder still vor der Heiligkeit der Minute.

Da wurde die Tür heftig aufgemacht und Lisa, Wulffhardts Tochter, trat herein, mit geordnetem Gesicht, heftig schludzend, daß ihr ganzer schlanker, zehnjähriger Körper davon geschüttelt wurde. Die braunen Hängelöden waren zerzaunt und die blauen Augen bligten vor Jörn und Tränen.

„Fräulein Milla hat uns geschlagen. Erst Rodi, weil er ein Buch zertrüffelt hat — und dann wollte ich ihm beistehen — und dann hat sie mich auch gehauen, das alte, häßliche Biest —“

Die junge Frau zog die Kleine an sich und strich ihr die wirren Haare aus dem Gesicht.

„Ich werde mit Fräulein Milla reden, und dann geht ihr mit mir“, bestimmte sie ruhig, innerlich erschreckt über die Verwilderung des Kindes. Sie führte es hinaus und trat dann zu Wulffhardt.

„Mach Dir keine Sorgen, Rod“, sagte sie in ihrer milden und doch festen Art, „ich werde schon einen Weg finden.“

Folsam und vertrauensvoll gingen die Kinder neben ihr her. Lisa, die für ihr Alter groß war, hatte einen kräftigen, federnden Schritt, der vierjährige Rodi trippelte an Fredas Hand in einer rührend wichtigen Art und Weise.

Die junge Frau beantwortete liebreich die häufigen Fragen der Kleinen, aber unaufhörlich bewegte sie der eine Gedanke: Wo war die Möglichkeit, Roderich über das Schicksal seiner Kinder zu beruhigen? Und auch zu Hause, wo sie mit verschlungenen Händen auf- und niederging, dachte sie nur dies eine. Rodi sah in der Sofaede mit einem Spielzeug. Lisa betrachtete eine Mappe mit Bildern.

Als Freda zufällig des Kleinen Markrosennähel in die Hand nahm, brüdete sich der Junge wie ein verzängligtes Vögelschen in die Polster.

„Nicht wieder zu Fräulein Milla“, bat er.

Fredas Herz kloppte sich zusammen.

Fräulein Milla sollte ihre Rolle im Leben der Kinder ausgespielt haben. Aber bald würde Lante Rechthildis der böse Geist darin sein, Rechthildis Wulffhardt mit dem edigen Gesicht und den harten Fingern, wie geschaffen zu heimlichen Rissen.

Es klopfte, das Mädchen brachte eine Karte. Freda las den Namen auf dem kleinen Karton und lächelte ein seltsames Mißbehagen. In ihrer trotz aller Sorge feierliche Verzerrung schritt ein armer, Ton hinein. Und sie hatte sich geteilt noch so auf Theos Kommen gefreut!

„Führen Sie den Herrn Baameister ins Wohnzimmer!“

Freda hieß die Kinder recht artig sein, denn das Wohnzimmer lag nebenan. Sie wollte die Kleinen in der Höhe haben, ein Wunsch, der ganz aus dem Unbewußten kam.

Baumeister Niemann war ein aufstrebender, traktloser Mann, groß, schlank, hellbraun. Unter der festen Stirn, in die tiefen, welligen Haare hineinragte, bunteblaue, lauchende Augen voll Selbstbewußtsein und Energie. Er hatte etwas Vauten, auch wenn er schlief.

Freda wußte seiner leidenschaftlichen Begrüßung. „Ich war eben bei Wulffhardt“, sagte sie trüb.

„Ach ja, Du Liebes, Du hast ja während der ganzen letzten Jahre nichts als Krankenbetten gesehen. Erst war's Dein Mutter, dann Dein Gatte, jetzt ist es Dein Vater.“ Er nahm mit Heftigkeit ihre Hände. „Aber nun wird's anders. Jetzt, Freda, kommt das Leben, das schöne, heilige Leben, in dem alle Kraft, alles Glück schöpferisch und beständig beschloffen liegt.“

Nebenan sind Wulffhardts Kinder, Theo“, bot Freda. Es wollte wie in vergangenen Tagen ein Herz über die junge Frau kommen, der von dem starken, aber von Weltanschauung verschleierten Simmenleben ihres Verlebten ausging.

„Die Kinder?“ rief er mit deutlich wahrnehmbarem Unwillen. „Du wirst doch nicht daran denken, nachher die Kinder zu Dir zu nehmen? Daren müßte ich nie willigen, Freda. Ich will Dich haben, ohne jeden Anhang.“

Freda starrte mit großen Augen vor sich hin. Nein, daran hatte sie bis jetzt nicht gedacht. Sie war verliebt und hatte heiraten wollen. Einen lebensfrohen, schönen, anspruchs-vollen Mann. Wie hätte sie daran denken können, die Kindespflichten der Erziehung von Rods Kindern zu übernehmen? Aber jetzt dachte sie daran. Sie weckte zwar den Gedanken als unheimlich ab, aber er sangte sich förmlich fest in ihr.

„Warum sagst Du nichts, Freda?“ drängte Niemann, und plötzlich schlug der elegante Mann in verhaltener Wut mit der Faust leise auf den Tisch.

„Ich bin's müde mit Deinem Vater! Er ist schuld, daß ich mir jede Liebesflor stehen muß bei Dir, in ewiger Angst vor Liebesverlusten. Nur weil Du unsere Verlobung noch immer geheim hältst. Wegen Wulffhardt, der Dich vor einem Duzend Jahren verheirat hat. So sind die Weiber! Erst launisch und unerschöndbar und dann unfähig, die Konsequenzen ihrer Handlungsweise zu ziehen!“

Erregt ging der Baumeister auf und ab, das Gesicht rorigerfält. Freda lehnte am Tisch, bleich und wortlos. Sie konnte im Augenblick nicht darüber ins Klare kommen, ob Niemann recht hatte oder nicht. Aber ihr innerstes Empfinden erwiderte sich gegen seine Art, die ihr brutal schien. Eine Klust öffnete sich zwischen ihr und ihm, sie schaute hinüber in eine fremde Welt.

„Es wird besser sein, wir trennen uns für heute, Theo“, sagte sie ruhig. „Weber Deine noch meine Stimmung ist doch angehen, daß wir uns verständigen.“

Niemanns Erläuterung lag aus der erneuten Verletzung seiner Eitelkeit neue Nahrung. Wenn er auch nicht erwarren durfte, daß Freda ihm jetzt gute Worte gäbe, so hatte er doch gedacht, daß sie mit Schmolten und Tränen, die bis zu einem gewissen Maße schönen Frauen so lieblich anstehen, um Verführung bei ihm werden würde.

„Adieu“, sagte er und ging, ohne die junge Frau nur anzusehen.

Sie kaufte eine Welle an der Tür, ob er nicht zurückkam. Dann ging sie mit wankenden Knien, sich an den Tisch zu lehnen. Ein dumpfes Gefühl sagte ihr, daß sie verloren hatte, was seit Monden die Freude und Hoffnung ihres Lebens gewesen, daß es ein Abschied war von Jugend und Frauentum. Ein Schlußtag lag über in die Seele. Da hörte sie die Kinder nebenan und raffte sich zusammen.

Der Tag verging im Fluge, und Freda bewachte gute Haltung. Die Beschäftigung mit den Kleinen ließ ihr keine Zeit, an sich zu denken, und als sie sich spät über die Betten der Schlafenden beugte, überkam sie beglückend ein Gefühl von Mütterlichkeit. Erst in der Eintamkeit und Stille ihres Schlafgemaches wurde die Lebenssehnsucht wieder mächtig in ihr, und damit begann der schwere Kampf, der bis in die Morgenfrühe dauerte.

Sie war bleich, und die weichen Linien ihres Gesichtes waren stärker und tiefer geworden, als sie sich früh erhob. Sie sah gewohnheitsmäßig in den Spiegel und lächelte. „Den Kindern ist es gleich, für sie bin ich immer schön“, dachte sie, und ein Schimmer wehmütigen Glüdes fiel in ihre Resignation.

Sie schrieb an Niemann, einzeln und bestimmt. Dann ging sie zu Wulffhardt. Sie fand ihn sehr niedergeschlagen.

„Freda“, kuschelte er, „ich bin traurig und unruhig. Bedachte mich nicht, weil ich die Tür nicht gegen alle Räte des Lebens zuzumachen kann.“

„Ich bringe Dir frohe Botschaft, Rod“, sagte, mit freier, warmer Stimme die junge Frau. „Ich will Deinen Kindern Mutter sein. Aber ich muß das unaufhaltsam Recht dazu haben.“

„Du darrest einige Minuten, die Wulffhardt verhandeln hatte. Dann beugte sich Freda über ihn und drückte ihm den Verlobungsring auf die blauen Lippen.“